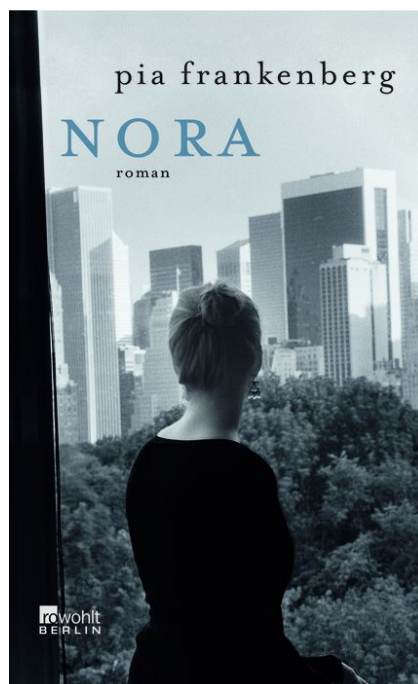


Leseprobe aus:

Pia Frankenberg

Nora



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

s i e b e n

Auf dem Fernsehschirm stolperten mit Fußketten gefesselte und von Bewachern geführte Männer in orangefarbenen Overalls durch eine Art Käfiggehege. Ihre Gesichter waren von schwarzen Kapuzenhüten verdeckt, die in ihrer spitzen Form an die bizarren Verkleidungen des Ku-Klux-Klan erinnerten. *Guantánamo* stand eingeblendet unter den stummen Bildern, daneben der Name des Korrespondenten. Nora richtete sich auf und tastete auf der Bettdecke nach der Fernbedienung, metallisch schnarrend durchbrach der Fernsehton die Stille des Schlafzimmers. Neben ihr regte sich Steven, kühles Bildschirmlicht tauchte sein von der Liebe noch weiches Gesicht in schwaches Blau.

«Was ist los?»

«Können die das einfach so machen?»

Er stützte sich mit einer Hand auf die Matratze und fuhr sich mit der anderen durchs Haar.

«Was?»

«Leute da festhalten. Ohne Anklage.»

Aufgeregt deutete sie auf den Bildschirm. Er ließ sich gegen ihre Schulter sinken und hörte eine Weile dem Bericht zu, in dem davon die Rede war, dass mutmaßliche Terroristen seit geraumer Zeit in einer amerikanischen Militärbasis auf Kuba gefangen gehalten würden. Sie schüttelte den Kopf. Noch bis vor kurzem hatte sie nicht einmal gewusst, dass es diesen Stützpunkt überhaupt gab!

«Von Rechts wegen, oder weil sie die Macht haben?», fragte er schließlich.

Ungeduldig überhörte sie seine Ironie.

«Von Rechts wegen, natürlich.»

«Also, man *kann* das natürlich anfechten, aber bis das geklärt ist und einer von denen eine Gerichtsverhandlung kriegt, können Jahre vergehen. Ein Traumzustand für einen Staatsanwalt», setzte er mit seinem typischen, gelegentlich aufflackernden Zynismus hinzu.

In instinktiver Abwehr zog sie das Laken ans Kinn.

«Ich verstehe nicht, wie du darüber Witze machen kannst!»

Am Morgen hatte sie Waltrauts Brief ein zweites Mal gelesen und Steven danach unter einem Vorwand in seinem Büro angerufen. Er war nach der Arbeit bei ihr erschienen. Als er vor ihr stand, hatte sie nicht mehr gewusst, was sie ihm sagen wollte, und so hatten sie miteinander geschlafen. Auf dem Bildschirm lief jetzt Werbung für ein Mittel gegen Sodbrennen. Er nahm ihr die Fernbedienung ab und schaltete den Ton wieder aus. Außerhalb der in das Fernsehlicht getauchten Bettinsel lag die Wohnung im Dunkeln; es kam ihr plötzlich vor, als bewegten sie sich nur noch im Verborgenen.

«Wäre es dir lieber, wenn man diese Typen einfach weitermachen ließe?», fragte er.

«Bitte, hör auf. Ich hasse es, wenn du so bist.»

«Melanie weiß seit einem halben Jahr Bescheid», sagte er düster. «Vor einer Woche ist es herausgekommen. Sie hat die ganze Zeit nichts gesagt, weil sie mir Zeit geben wollte, selber herauszufinden, was ich will. Das Problem ist, dass ich nicht weiß, was *du* willst. Was willst du, Nora?»

Dich. Wollte er wirklich, dass sie das sagte? Wollte sie es? Was war aus ihrem einigermaßen geordneten Leben geworden! Schon einmal hatte er sie im Grunde vor dieselbe Frage gestellt, und nur weil die Anschläge alles andere in den Hintergrund gedrängt hatten, war ihr die Antwort erspart geblieben. Aber jetzt? Das Leben war weitergegangen, sie hatten ihre Affäre, ihren Betrug fortgesetzt, und er oder zumindest Melanie erwartete zu Recht eine Ent-

scheidung. Es machte ihr Angst. Unwillkürlich wich sie zurück und glitt vom Bett beinahe ins Leere. Sein Gesicht verschloss sich. Sofort bedauerte sie ihre Reaktion, doch er schlug bereits die Decke zurück und suchte mit eckigen Bewegungen seine Sachen zusammen. Sie betrachtete seinen vertrauten, nackten Körper, dessen Berührung sie noch vor kurzer Zeit sanft und wollüstig gemacht hatte.

«Bitte, Steven ...»

Er schüttelte abwehrend den Kopf.

«Ich weiß nicht, was es ist, Nora. Ich verstehe dich nicht. Vor ein paar Stunden rufst du mich an, als hinge dein Leben davon ab, dass ich komme. Dann bin ich hier, und du willst mit mir über irgendwelche Gefangenen reden! Diese Leute sind mir im Moment ziemlich egal. *Du* interessierst mich, aber du behandelst mich, als wäre ich an allem schuld, was in diesem Land schief geht. Du vergisst dabei, dass ich die Gesetze nicht mache. Ich wende sie bloß an. Ich bin nur ein kleiner Ankläger, der versucht, die Zivilisation gegen die tägliche Barbarei zu verteidigen! Meine Kunden sind keine Terroristen, sondern Drogendealer, Vergewaltiger und Mörder, und – das kannst du mir glauben – von denen gibt es in dieser Stadt mehr als genug! Manche dieser Burschen sind so grausam, dass man das Vertrauen in die Menschheit verlieren könnte, falls man es überhaupt je hatte. Der Stoff für meine Albträume reicht jedenfalls bis ins nächste Jahrtausend, und ich habe weiß Gott andere Probleme, als mir Sorgen um irgendeinen durchgedrehten Taliban zu machen!»

Er hielt inne. *Diese Leute*. Das Ausmaß seiner Enttäuschung tat ihr weh, sie sah seine Verletzung und Wut, aber alles in ihr wehrte sich dagegen, ihn so davonkommen zu lassen.

«Interessiert es dich denn nicht, was deine Regierung im Namen der Freiheit mit dieser Zivilisation anstellt?»

«*Meine* Regierung? Seit wann bist du so bequem? Mal ehrlich, wie lange lebst du schon hier?»

Er blickte ihr direkt in die Augen.

«Mich interessiert, was aus dir und mir und Melanie wird, und dass die, die diesen Horror über uns gebracht haben, gefälligst dafür büßen müssen!»

Seine Empörung verlieh ihm trotz seiner halb nackten, sockenbekleideten Lächerlichkeit so etwas wie würdevolle Größe. Ohne Genugtuung spielte sie ihren letzten Trumpf aus.

«Aber sie sollen sich nicht verteidigen dürfen! Vorausgesetzt natürlich, dass sie überhaupt beteiligt waren.»

Sie fühlte sich zänkisch und rechthaberisch und wusste doch, dass ihr Argument traf. Sein zerknautschtes Hemd in der Hand, breitete er theatralisch die Arme aus.

«Machen wir's kurz. Nenn mir die Anklage, und ich bekenne mich schuldig.»

Diesmal fehlte seiner Schärfe jede Ironie. Resigniert schloss sie die Augen; als sie sie wieder öffnete, sah sie bedauernd, dass er jetzt vollkommen angezogen war.

«Und was ist mit Recht und Gesetz?», protestierte sie ein letztes Mal. «Wenn einem das genommen wird, hat man gar nichts mehr.»

Er antwortete nicht. Sie schlüpfte aus dem Bett und ging nackt in die Küche. Vor dem Fenster strahlten die Lichter der Stadt gegen den abendlich dunklen Himmel und färbten ihn orangegrau. Sie hatte sich nie etwas anderes vom Leben gewünscht, als Musik hören zu können und irgendwann die wahre Liebe zu finden, den Mann, an den sie sich verschenden konnte. Sie füllte ein Glas mit Leitungswasser, in ihrem Rücken hörte sie seine Schritte näher kommen. Während sie trank, fühlte sie, wie seine Arme sich von hinten um ihre Taille schlangen. Sie ließ das Glas sinken, sein Mund war an ihrem Ohr, sie spürte seinen Atem gegen ihren Hals, gab nach und schmiegte sich an ihn.

«Warum hast du mich heute angerufen?»

Sein Anzugstoff kratzte auf ihrer Haut, sie versuchte, sich zu

ihm umzudrehen, aber er zog sie fester an sich und küsste ihren Nacken. Sie ließ ihren Kopf zur Seite gegen seine Schulter sinken und bot ihm ihren Hals. Vielleicht war es ja Steven, auf den sie gewartet hatte.

«Was willst du hören?»

«Nichts als die Wahrheit.»

Sie lachte leicht und war doch auf der Hut. Sie schreckte davor zurück, ihm den Grund zu nennen, fürchtete den ungläubigen Ausdruck in seinem Gesicht, diesen Ausdruck, den sie schon früher gesehen hatte, zuerst bei Freddy, der, als er von Waltrauts Denunziation erfuhr, anfangs daran gezweifelt und ihr dann die Schuld gegeben hatte, und später bei David, der sie nie ganz ernst genommen hatte. Er hatte kleine, amüsierte Bemerkungen gemacht, über Probleme zwischen Töchtern und Müttern, über Teenagerkram, Eitelkeiten, Eifersüchteleien. Danach hatten sie nie wieder davon gesprochen; ohnehin war ihre Scham, Opfer ihrer eigenen Mutter geworden zu sein, immer größer gewesen als ihr Bedürfnis, sich jemandem anzuvertrauen.

«Womit soll ich anfangen?»

«Immer mit dem Schlimmsten.»

Sie zog ihren Zeigefinger durch eine kleine Wasserpfütze neben der Spüle und machte ein Wellenmuster auf der Arbeitsfläche.

«Weißt du, was Baader-Meinhof war?»

«Ich weiß sogar, wo Deutschland liegt.»

Sie ging über seine Stichelei hinweg.

«Meine Mutter hat mich auf dem Höhepunkt der RAF-Hysterie, als ich neunzehn war, als Terroristin denunziert. Weil ihr mein Freund nicht gefiel und ich nicht *die richtigen Leute* kennen lernen wollte.»

Und damit nicht genug, heute verfolge ich wildfremde Frauen bis zu ihrer Haustür.

Aber das konnte sie ihm unmöglich gestehen.

Das orangegraue Licht des frühen Abends war einem ockerfarbenen Leuchten gewichen, tief hängende Wolken klebten wie Dotter verdorbener Eier am nächtlichen Himmel. Steven zog sie fester an sich und wiegte sie leicht. Noch immer wandte sie ihm den Rücken zu.

«Hast du ihn jemals wiedergesehen?»

«Wen?»

«Deinen Psychiater.»

«Ja. Einmal.»

Sie lächelte, als sie daran dachte. Ungefähr ein Jahr später war sie ihm in einer Apotheke begegnet. Sie hatte sich irrsinnig gefreut und sich benommen wie ein junger Hund, der Leute anspringt. Er hatte in seiner distanzierten, höflichen Art *Gutän Tag* gesagt und nicht erkennen lassen, dass er sich an sie erinnerte. Er war sehr diszipliniert gewesen, aber sie war sicher, dass er Zuneigung zu ihr entwickelt hatte. Vor ein paar Jahren war er gestorben, ein Freund hatte es ihr geschrieben. In den Zeitungen waren Nachrufe erschienen, erst dadurch hatte sie erfahren, dass er als Koryphäe gegolten hatte.

«Er fehlt mir manchmal.»

«Schweigeminute für einen begnadeten Arzt und mitfühlenden Menschen», befahl Steven.

Eine Weile schwankten sie ineinander geschmiegt wortlos hin und her.

«Wie ging es weiter?», unterbrach er schließlich die Stille.

Sie dachte an den Tag, an dem sie nach ihrer letzten Sitzung zu Freddy und den anderen nach Hause gekommen war. Außer Wilma gab es sonst niemanden, zu dem sie hätte gehen können, aber sich bei ihr auszuheulen wäre ihr wie eine Niederlage vorgekommen.

«Ich bin aus meinem Job rausgeflogen. Ich war ja nicht nur eine ganze Weile nicht einsatzfähig, der Besitzer hatte auch keine Lust darauf, dass vielleicht alle fünf Minuten die Polizei in seinem La-

den stand. Sie sind jedenfalls in allen Clubs, in denen Freddy gespielt hat, aufgetaucht, obwohl eigentlich klar war, dass da im schlimmsten Fall mal gekifft wurde. Ich glaube, sie hatten einfach Angst, dass sie was übersehen könnten. Sie haben unser Telefon überwacht und waren später nochmal in unserer WG. Die anderen hatten genug davon, sie waren kurz davor, uns rauszuekeln, und ich kann es ihnen nicht mal verübeln. Aber ich wäre sowieso ausgezogen. Ich war zuerst vollkommen durcheinander und wie gelähmt, und dazu kamen wahnsinnige Schuldgefühle gegenüber Freddy. Einer von den Stammgästen in einem der Clubs war Journalist, und der kannte jemanden, der wiederum einen Anwalt kannte. Der hat ihn rausgepaukt. *Pro Bono*. Trotzdem», sie lachte trocken, «*es bleibt immer etwas hängen*, und ich habe jahrelang das Gefühl gehabt, die Leute würden mir irgendwas ansehen. Oder ich könnte einfach so verhaftet werden.»

Sie griff nach ihrem Glas und trank ein paar Schlucke.

«Danach wollte ich nur noch weg. Ich habe zuerst Wilma besucht und mich bei ihr bedankt. Anschließend bin ich durch Europa gefahren. Überall ein bisschen gewesen. Griechenland, Spanien, Italien.»

«Und Freddy?»

«Ach, der!» Sie lachte wieder. «Ein paar Wochen nach dem Ende meiner Behandlung bin ich gegangen.»

Sie hatte es allerdings erst fertiggebracht, als er mit einer Band unterwegs war und sie sich absichtlich in einen anderen verliebte. Noch jahrelang hatte sie das Leben ohne einen Mann nicht ausgehalten, sich immer erst von einem getrennt, wenn sie einen neuen gefunden hatte. Alleinsein war nie ihre Stärke gewesen.

«Seine Frau tat mir irgendwie Leid. Wie sie da auf dem Land lebte und trotzdem in so einer scheußlichen Neubausiedlung. Nur damit sie nicht wieder bei ihren Eltern auf dem Hof wohnen musste. Was aus Michi geworden ist, weiß ich nicht.»

Sie wand sich aus seinen Armen.

«Mir ist kalt.»

Er hielt sie zurück.

«Hast du je mit deiner Mutter darüber gesprochen?»

Sie zuckte die Schultern. Begriff er nicht, dass man mit dieser Frau nicht sprechen konnte?

«Vor ein paar Tagen habe ich einen Brief bekommen, darin steht, dass sie mit all dem nichts zu tun hatte. Eine neidische Kollegin sei es gewesen. Ich habe einige kennen gelernt, und ein paar von denen waren wirklich von der bösartigen Sorte. Solche, die ganze Nächte damit verbringen, am Telefon zu tratschen und irgendwelche Gemeinheiten auszuhecken, um sie anschließend anderen anzuhängen. Hinterher tun sie entsetzt und hecheln ihre Sünden dann umso lustvoller durch. Ich glaube ihr nicht, aber darum geht es nicht. Es ist gleichgültig, ob sie jemandem nur die Waffe gegeben oder selber abgedrückt hat.»

«Übertreibst du nicht ein bisschen?»

Sie hatte befürchtet, dass er das sagen würde. Was hatte sie erwartet? Dass er sie verstünde, weil er Staatsanwalt war? Vielleicht hatte sie sich ja sogar deshalb in ihn verliebt, und ihre Affäre war eine Art Teufelsaustreibung! *Sleeping with the enemy*. Sie hätte sich in einen Strafverteidiger verlieben sollen. Oder nicht so einen Zirkus machen wegen einer Sache, die so lange zurücklag. Sie war erwachsen, es gehörte sich nicht, wie ein störrisches Kind an einer Verletzung festzuhalten. Das Furchtbare war nur, dass die Erinnerung umso plastischer wurde, je mehr Zeit verging, und dass ihre Unsicherheit dabei immer noch zunahm. Alles um sie herum, das behäbige, als Vaterlandsliebe verkleidete Recht-und-Ordnung-Gerede, die ständigen Diskussionen um Gesetzesverschärfungen, die weichen Knie der Politiker, die Witze mit Freunden am Telefon, wer einen gerade abhörte – die Atmosphäre wurde immer wattiger, gleichzeitig fühlte sie sich von etwas Unsichtbarem, Bedrohlichem eingekreist. Alles erinnerte sie mehr und mehr an damals. Sie tippte ihren Zeigefinger in den von ihrem Glas

hinterlassenen, kreisförmigen Abdruck und tupfte zwei feuchte Flecken in die Mitte, gleich darunter einen aufwärts geschwungenen Halbkreis. Ein Gesicht lachte sie an und verflüchtigte sich langsam vor ihren Augen. Er nahm ihre Hand und saugte zärtlich an ihren Fingerspitzen.

«Soll ich heute Nacht hier bleiben?»

Eine einfache Frage. Er bemühte sich ganz offensichtlich, keine Hoffnung hineinzulegen. Sie durfte ihn nicht ausnutzen. Doch sie wollte auch nicht allein sein.

«Es kann so nicht weitergehen, oder?», fragte sie schuldbe-
wusst.

«Nein.» Er lächelte. «Aber das hat ja noch niemanden gehindert.»